

Das Wort zum Monat Januar 2004

Wie wichtig Stadtpläne und Landkarten sind, weiss jeder, der sich schon einmal "hoffnungslos" verlaufen oder verfahren hat. Wie wichtig Verkehrszeichen sind, kann der bestätigen, der - verschuldet oder unverschuldet - in eine lebensgefährliche Situation geraten ist. Wie wichtig Wegemakierungen sind, ist dem klar, der nach Wegzeichen aus dem Wald zur Schutzhütte oder an den "Pricken" entlang aus dem Watt ans Festland hat finden können. Und wer so etwas im Nebel erlebt und erlitten hat, der ist für Wegweisung und Wegbegleitung besonders dankbar gewesen und bleibt es.

Keiner von uns weiss, wie sein Lebensweg im Jahr 2004 verlaufen wird. Keiner kann voraussehen oder vorhersagen, was sich auf dieser neuen Wegstrecke ereignen wird. Und mancher wird im Rückblick auf das vergangene Jahr bekennen: "Gott sei Dank, das ich das nicht vorher gewußt habe..." Wie gut, daß wir einen "Reiseleiter" und "Wegbegleiter" haben und kennen (Jesus Christus), der zuverlässig ist, weil er und der Weg "identisch" sind!

Allen Besuchern dieser Website alles gute im Neuen Jahr und Gottes Segen!

Christoph Weber, Hellenthal

Das Wort zum Monat Februar 2004

Carl der Coyote müsste einem Großteil meiner Generation bekannt sein - zumindest vom Sehen her: Zusammen mit Sylvester, Elmar und einigen mehr bildet er in den Trickfilmen der Warner Brothers die Gruppe der Jäger, die stets hinter Duffy Duck, Bugs Bunny, Tweety usw. her sind - allerdings grundsätzlich ohne nachhaltigen Erfolg, obwohl sie über ein scheinbar unerschöpfliches Reservoir von Dynamit, schweren Geldschränken und Schrotflinten verfügen.

Carl der Coyote ist zumeist auf der Jagd nach dem Roadrunner, einem flugunfähigen Laufvogel, der auf der Flucht seltsam hupende Laute von sich gibt.

Und zwischen dem Coyoten und dem merkwürdigen Vogel kommt es immer wieder zu einer stereotypen Szene, die auch den anderen Paaren aus Jägern und Gejagten nicht fremd ist: Der Gejagte rennt in einem gebirgigen Gelände auf einen ziemlich kahlen Berg hinauf, wo er schließlich auf einem Felsüberhang in die Enge getrieben wird: Vor ihm und zu beiden Seiten geht es mehrere hundert Meter in die Tiefe; den Weg zurück versperrt hämisch grinsend der Verfolger.

Auf einmal zeigen sich die ersten Risse im Gestein zwischen dem Berg (und damit dem Jäger) und dem vorspringenden Ausläufer (und damit dem Gejagten). Der Gejagte droht mitsamt dem Felsüberhang in die Tiefe zu stürzen.

Immer stärker wird der Riss, ein immer größerer Spalt tut sich auf, bis schließlich - der komplette Berg mitsamt dem Jäger in den Abgrund stürzt, während der Gejagte auf seiner Felsnase unbeschadet in der Luft stehen bleibt.

Diese Begebenheit hat ein biblisches Vorbild. Wir finden es in Psalm 73:

Beinahe - so lässt uns der Psalmbeter wissen - wäre er aus dem Tritt geraten und völlig verzweifelt

(Vers 2 f.), weil er mit ansehen muss, wie die Anmaßenden, die Unrecht tun und Gott und das Volk zum Narren halten, in einer abgesicherten und stabilen Position zu sein scheinen. Doch er selbst weiß, dass er es ihnen nicht gleichtun darf, weil er sich selbst sonst untreu würde (Vers 15 f.). Seine Anständigkeit aber scheint ihm nur zum Nachteil zu gereichen (Vers 13 f.).

Plötzlich aber sieht der Psalmist klar, er erkennt die wahren Verhältnisse hinter dem Schauspiel, das ihm die Welt vorgaukelt. Er tritt gleichsam ein "ins Heiligtum Gottes" - und sieht: Der scheinbar sichere Stand der Anmaßenden ist wie ein Traumgespinnst (Vers 20), in Wahrheit stehen sie "auf schlüpfrigem Grund (Vers 18), während er selbst, der nichts hat außer Gott, in eben diesem Gott einen sicheren Felsen hat (Vers 25 f.).

Woran aber erkennt man nun, dass der Psalmbeter keiner Selbsttäuschung aufgesessen ist? Wie stellt sich letztendlich heraus, dass der Glaubende und Redliche aufs richtige Pferd gesetzt hat und nicht doch auf dem Holzweg ist?

Martin Buber, der große jüdische Theologe und Religionsphilosoph, hat seine "Verdeutschung" des 73. Psalms immer wieder nachgebessert. Er warnte davor, in Vers 24 schon direkt eine Jenseitshoffnung hineinzuzinterpretieren. Dem Glaubenden müsse es genügen und könne es genügen, dass Gott "der Fels seines Herzens" sei, der ihn hält, leitet und schließlich "in Ehren hinwegnimmt".

Die Glaubensgeschichte kennt einige Personen - Simone Weil und Reinhold Schneider fallen mir z. B. Ein - denen Gott ein undurchdringliches Dunkel war, von dem sie aber nicht loskamen und von dem sie sich im Letzten doch seltsam gehalten wussten.

"Gott stürzt die Mächtigen vom Thron und erhöht die Niedrigen." Das ist die hymnische Variante dieser Überzeugung, die Lukas im Lobgesang der Maria an den Anfang seines Evangeliums setzt (Lk 1,46-55). Es ist die Grundüberzeugung des Christentums.

In dieser Grundüberzeugung grüßt Sie

Ihr

Gereon Perse, Prior des ÖGuG

Das Wort zum Monat im März 2004

1. Wie jeden Donnerstag saßen wir dort
zu fortgeschrittener Stunde
an jenem altvertrauten Ort
und spielten Runde um Runde.

Das Spiel, es stammte - so war uns bekannt -
von einem seltsamen Herrn,
der es vor Jahren einst erfand.
Wir kannten ihn nur so von fern.

2. Wir spielten schon einige Stunden lang,
es war bereits spät in der Nacht ,

das Spielgeschehn kam grad' so richtig in Gang;
da plötzlich klopfte es sacht.

Verwundert machte ich rasch meinen Zug
und ging, um die Tür aufzuschließen.
Es stand dort der seltsame Herr und frug,
ob wir ihn wohl mitspielen ließen.

3. Ich war nicht begeistert und sprach zu dem Mann:
"Das Spiel währt schon zahlreiche Runden.
Auch weiß ich nicht, ob man das machen kann:
Sie haben's doch selber erfunden!"

Von drinnen rief die versammelte Schar:
"Nun komm schon, laß ihn herein!
Es mag für den Reiz des Spiels sogar
von einigem Vorteil sein."

4. So gesellte der seltsame Herr sich uns zu,
bereit, mit dem Spiel zu beginnen.
Ich nutzte die Gunst der Stunde im Nu,
ihn als Spielpartner mir zu gewinnen.

Ich raunte - dem seltsamen Herrn zugewandt -:
"Was sollte und jetzt wohl noch halten?
Das Regelwerk liegt doch in Ihrer Hand,
Sie können's beliebig gestalten:

5. Ein Joker vielleicht, ein verborgener Trumpf
da eröffnen sich ganz neue Welten
Niemand wird ihn uns rauben, diesen Triumph.
Wenn Sie sagen: so ist's!, muß es gelten.

Mit einem Winkelzug aus der Hinterhand
und allerlei Wunderdingen
kann's für jemanden, der dieses Spiel hier erfand,
doch nicht schwer sein, den Sieg zu erringen!"

6. Doch der seltsame Herr spielte völlig normal,
noch nicht mal besonders brillant.
Es folgte Runde auf Runde in großer Zahl,
bis die Sonne am Himmel stand.

Etwas Spektakuläres geschah dabei nicht
im Laufe der vielen Partien -
nur daß der seltsame Herr uns im Morgenlicht
nicht mehr ganz so seltsam erschien.

Gereon Perse, Prior

Das Wort zum Monat April 2004

Stellen Sie sich einmal vor: Sie sind Gastarbeiter in 25. Generation. Zugegeben das scheint kaum glaubhaft; aber durch ein großes kulturelles Selbstbewusstsein wie auch durch ein eigenes Siedlungsgebiet ist es Ihrem Volk gelungen, sich über Jahrhunderte hinweg nicht völlig zu assimilieren. Leider weiß im Gastland niemand mehr so recht, warum Ihre Vorfahren damals ins Land geholt wurden, sodass man Ihr Volk nunmehr als mehr oder weniger nützliches Heer von Arbeitssklaven ansieht.

Gerüchten zufolge stammt auch der Adoptivenkel des Königs aus Ihrem Volk. Doch während für Sie und Ihr Volk seit Generationen Zweisprachigkeit selbstverständlich ist, hat erwähnter Adoptivenkel das Kunststück fertig gebracht, in beiden Sprachen bemerkenswert unbeholfen zu sein. Eines Tages ist er gar wegen eines Tötungsdelikts in die Wüste geflohen, wo er schließlich die Tochter eines Kleinviehhalters geheiratet hat, der ehrenamtlich auch noch ein Wüstenheiligtum unterhält.

Als nun der alte König gestorben ist und sein Nachfolger regiert, kommt es zu folgender Situation: Der geflohene Adoptivenkel des verstorbenen Königs kommt zurück und erzählt, er habe in der Wüste den Gott Ihres Volkes entdeckt. Der lasse ausrichten, Ihr Volk solle sein ungastliches Gastland verlassen und sich in einem Land jenseits der Wüste niederlassen, das zwar keiner kennt, das aber Ihre eigentliche Heimat sei.

Würden Sie dem Glauben schenken?

Die Bibel erzählt eine solche Geschichte. Sie steht am Anfang des Buches Exodus, des 2. Buchs Mose. Und Mose ist eben dieser zwielichtige Adoptivenkel. Ein sprachlich unbegabter Totschläger, der am Hof des Pharaos aufgewachsen ist. Auf die Frage nach dem Namen des wieder entdeckten Gottes kann er nur etwas vorbringen, was nach einer Ausflucht klingt (Ex 3,13f.). Auch die von Gott dem Mose verliehene Autorisierung ist für den Augenblick nicht brauchbar, da sie als Beglaubigung auf ein zukünftiges Ereignis verweist (Ex 3,12).

Doch das Unwahrscheinliche geschieht: Gegen die Einwände des Volkes und gegen den Widerstand des Pharaos gelingt es Mose, das Volk Israel aus der Knechtschaft Ägyptens heraus- und zu dem versprochenen neuen Land hinzuführen.

Wenn ich diese Geschichte vom Auszug aus Ägypten lese (Kap.12-14), überkommt mich ein Gefühl von Ehrfurcht und ich kann verstehen, dass sie im Judentum zum Beispiel für Gottes befreiendes Handeln schlechthin wurde, das jedes Jahr im Pessachfest gefeiert wird. Und zwar so, dass jede(r) sich vorstellen soll, selbst bei diesem Ereignis dabei gewesen zu sein.

Dass der Geschichte aus heutiger Sicht der Makel anhaftet, mit einigem Blutvergießen einherzugehen, ist freilich auch im Judentum schon früh bedacht worden: Der Talmud er stammt aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung stellt uns Gott vor Augen, wie er trotz des gelungenen Auszugs der Israeliten seine Engel zur Trauer anhält, weil die Ägypter, die auch seine Kinder sind, ums Leben kommen. Und schon viele hundert Jahre früher kann der Prophet Amos dem Volk Israel das Gotteswort vorhalten: "Wohl habe ich Israel aus Ägypten heraufgeführt, aber ebenso die Philister aus Kaftor und die Aramäer aus Kir" (Amos 9,7)

Auch Ostern, die Auferstehung Jesu, steht in der Tradition des Pessachfestes: Gott rettet den Menschen aus der schlimmsten Knechtschaft - der des Todes, und zwar definitiv nicht auf Kosten

anderer, sondern "auf eigene Kosten". Gott hält so sehr an der Liebe als seinem einzigen Machtmittel fest, dass er - und mit ihm Jesus - nach den Maßstäben der Welt als ohnmächtig dasteht. Doch die Osterbotschaft lautet: Letzten Endes bleibt Gott Sieger. Er rettet den Menschen. Er bleibt der Herr der Geschichte!

Br. Gereon Perse, Prior des ÖGuG

Wort zum Monat September 2004

Beim Vorbereiten der Gottesdienste für September feiern wir auch einmal einen Kinder- und Familiengottesdienst zum Thema Engel.

Engel sind ja himmlische Geistwesen die uns begleiten, und der September wird seit alters her auch Engelmonat genannt.

Engel sind zur Zeit stark im Kommen, genutzt von Werbung und Kommertz, von den verschiedensten Gruppen und Gruppierungen.

In Losheim/ Eifel ist zur Zeit in der Krippenausstellung eine Sonderausstellung zum Thema "Engel", die sehr empfehlenswert ist.

Auch in anderen Religionen, so auch im Islam, sind Engel himmlische Wesen, die den Menschen begleiten.

Aber auch wir können "Engel" im weitesten Sinne sein. Man sagt ja schon mal "Mein Engel", oder du bist wie ein "Engel", und das sagt doch aus, das wir Menschen helfen können, ja ihnen beistehen können wie ein Schutzengel.

Engel sein, für andere da sein, sie beschützen und ihnen helfen. Ich wünsche uns im Engelmonat September, daß auch wir wie Engel werden. Das wir da, wo wir gebracht werden da sind und wie gute Engel einander helfen und beschützen.

Christoph Weber, Hellenthal

Wort zum Monat Oktober 2004

Letztens im Schulgottesdienst: Kinder aus der Grundschule waren gebeten worden Bitten an Gott zu formulieren und vorzutragen. "Dass es ihn wirklich gibt", war die Bitte eines Viertklässlers.

Ich fand dies in bemerkenswerter Weise passend für das religiöse Grundgefühl unserer Tage.

Natürlich: Sprachlogisch könnte man diesem Gebetsanliegen seinen Sinn absprechen. Entweder es gibt Gott - dann brauche ich ihn nicht darum zu bitten - oder es gibt ihm nicht - dann bäte ich ihn vergebens. Aber es ist doch was dran: Gerade religiöse Menschen leiden unter dem, was Martin Buber schon in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts als "Gottesfinsternis" beschrieben hat. Gott liegt nicht mehr fraglos auf der Hand, wie das noch für Menschen früherer Zeiten gegolten hatte. Und dies ist auch keine Folge individuellen Kleinglaubens oder fehlenden persönlichen Vertrauens. Es ist ein kollektives Phänomen: Gott ist für unsere Gesellschaft in eine Art toten Winkel geraten und als gläubiger Mensch kann ich mich nicht einfach davon dispensieren.

Freilich gibt es auch bei uns noch Menschen, denen Gott unmittelbar einsichtig ist, sei es im Betrachten der Schöpfung, im Erleben eines tragenden Miteinanders oder angesichts mancher charismatischer Wunder wie z. B. Spontanheilungen. Doch die Zahl solcher Menschen ist begrenzt und die Einladung an andere, sich dieser Evidenz Gottes "zu öffnen", scheidert meist daran, dass dies leider kein Willensakt ist, zu dem ich mich einfach nur entschließen müsste.

Für die meisten verbleibt Gott in einem seltsamen Dunkel. Eine Entscheidung freilich kann ich

treffen: die Entscheidung diesem verborgenen Gott zu glauben, mein Vertrauen auf ihn zu setzen. Ob diese Entscheidung gut war, werde ich erst in der Rückschau beurteilen können.

Es ist eine Versuchung für uns Theologen, zu erklären und zu rechtfertigen, warum Gott gar nicht anders kann als sich so verborgen zu geben. Oder dass es gar nicht so sei. Mag sein, dass es an unserer kollektiven Blindheit liegt, an einem verlorenen Blickwinkel. Das macht die Sache nicht besser.

Dass es Gott wirklich gibt - dieser Bitte schließe ich mich ganzen Herzens an. An wen könnten wir sie richten, wenn nicht an Gott selbst? - Ich bin sicher: Er wird sein Möglichstes tun.

Br. Gereon Perse, Prior

Wort zum Monat November 2004

Impuls zum Monat der Weltmission

„Das Geheimnis unserer Mission liegt in einem überzeugenden christlichen Leben. Die Lebensgestaltung aus der Kraft des Geistes Gottes ist der nachhaltigste missionarische Dienst: Der Religionslehrer, der nicht nur vom Glauben redet, sondern ihn authentisch lebt; die Caritasmitarbeiterin, die der Liebe Christi ihr eigenes Gesicht gibt; die Eltern, die mit ihrem Kind abends an der Bettkante beten; die Familie, die ihren bettlägerigen Vater zu Hause pflegt; ? sie alle sind lebendiges Evangelium und strahlen aus. Unsere nichtchristlichen Zeitgenossen erwarten keine frommen Ansprachen. Sie sind der großen Worte müde. Gefragt ist ein glaubwürdiges, persönliches Wort von Mensch zu Mensch: Woraus lebe ich? Was lässt mich glauben und hoffen? Warum bin ich Christ, warum bleibe ich es? Dort, wo ein Christ jemanden in sein Leben, in sein Herz schauen lässt, da geschehen auch heute Wunder. Christen, die mitten im Lebensalltag geistliches Profil zeigen ? unaufdringlich, aber erkennbar; selbstbewusst, aber demütig - lassen auch heute aufhorchen. Wir dürfen dem Evangelium unser Gesicht geben. Sieht man uns an, dass der Weg des Glaubens das Leben nicht verdirbt und verkümmern lässt, sondern freisetzt und reich macht? Sind wir des Glaubens so froh, dass es uns drängt, ihn weiterzusagen ? wie wenn wir jemandem einen wichtigen Tipp zum Leben geben?“

(Aus dem Hirtenbrief der Deutschen Bischöfe zum Weltmissionssonntag 2004; Quelle: <http://dbk.de/die-mission-der-weltkirche/Hirtenbrief.html>)

Wort zum Monat Dezember 2004

Ankunft

Advent heißt ja eigentlich Ankunft, das Ankommen des Herrn. Wie steht es mit diesem Ankommen heute im Jahre 2004? Was hat bei uns eine Chance, anzukommen? Ist es erlaubt zu fragen, wie die Werbeindustrie wohl diese Ankunft des Herrn vermarkten würde, damit sie bei uns ankommt? Oder wie hätte unsere heutige Presse wohl über die Geburt in Betlehem berichtet? Und wie stünde es mit der Weihnachtsbotschaft "Friede den Menschen auf Erden, die guten Willens sind" , ob man die wohl als Hit verkaufen könnte? Ja, was kommt also bei uns noch an? So an, daß es uns beeindruckt, oder gar betroffen macht. So betroffen vielleicht, daß dieses Ankommen uns beispielsweise veranlaßt, wieder zu uns selber zu kommen oder beispielsweise in uns die Frage aufkommen zu lassen, worauf es uns eigentlich ankommt.

Wie weit sind wir überhaupt bereit, etwas ankommen zu lassen? Den, der auf uns zukommt, wirklich an uns herankommen zu lassen oder ihn gar an- oder aufzunehmen. Wie schaut also unsere Aufnahmebereitschaft dem Ankommenden gegenüber aus? Können wir überhaupt dem, der ankommt und dem worauf es ankommt noch einen Platz einräumen? Soll doch jeder sehen, wie er durchkommt. Manchmal hat man also den Eindruck, daß es in der Zeit des Advents mehr um das Einkommen oder um das Bekommen geht. Ob wir allerdings auf Zukunft hin zurecht kommen oder ob wir unsere Zukunft nicht doch einmal wieder von jener Ankunft durchdenken sollten?

Christoph Weber, Rescheid/ Eifel